

Die Neue Welt

Illustrirte Unterhaltungsbeilage

1897

Nr. 2

— Ein Boot is noch buten! —

Von Arno Holz.

Hoi! Selaas Nielsen und Behann!
Sieht naß, ob wi noch nich to Hus sind!
Di hewt doch sehn den Alabautermann?
Gott Lob, dat wi wedder to Hus sind!
Die Fischer riefens und stiehn ans Land
Und zogen die Riele bis hoch auf den Strand.
Denn dumpf an rollten die Flutßen;
San Jochen aber rechnete nach
Und schüttelte finster sein Haupt und sprach:
„Ein Boot is noch buten!“

Am Ufer dräute der Mövenstein,
Drauf stand ein verrufnes Gemäuer,
Dort schleppten sie Berg und Strandholz hinein
Und gossen Öl in das Feuer.
Das leuchtete weit in die Nacht hinaus
Und sollte rufen: O komm nach Haus!
Dumpf an rollten die Flutßen —
Hier steht Dein Weib in Nacht und Wind
Und jammert laut auf und küßt Dein Kind:
„Ein Boot is noch buten!“

Und ernster keuchte die braune Schaar
Dem Dorf zu über die Dünen,
Schon grüßten von fern mit zerwehstem Haar
Die Frau'n an den Gräbern der Hünen.
Und „Storl“ hieß es und „Leiw' Marie!“
„t is doch man schön, dat Di' wedder hie!“
Dumpf an rollten die Flutßen —
„An Heinrich, min Heinrich? Wo is denn dee?!“
Und Jochen wies in die brüllende See:
„Ein Boot is noch buten!“

Doch die Nacht verrann und die See ward still
Und die Sonne schien in die Flammen,
Da schluchzte die Aermste: „As' Gott will!“
Und bewußtlos brach sie zusammen!
Sie trugen sie heim auf schmalem Brett,
Dort liegt sie nun fiebernd im Krankbett
Und draußen plätschern die Flutßen:
Dort spielt ihr Kind, ihr „Lütting' Behann“,
Und lallt wie träumend dann und wann:
„Ein Boot is noch buten!“ —

¹ draußen. ² Liebe. ³ Ihr. ⁴ Wie. ⁵ kleiner.

Spielkinder.

Roman von Georg Hermann.

(Fortsetzung.)

Georg erzählt weiter.

Einige Wochen gingen so hin. Man versuchte mir klar zu machen, daß ich einmal ein tüchtiger, das heißt reicher Mann werden müsse, daß ich es von jetzt an nicht so haben könnte, wie früher, und daß ich nicht weinen sollte, wenn ich nicht jeden Morgen meinen Skatoo bekäme. — Ein reicher Mann wollte ich gern werden, denn dann brauchte ich ja nichts zu thun!

Louise war freundlich wie immer, aber Ulrike hantierte mürrisch in der Küche umher. All meinen Annäherungsversuchen gegenüber verhielt sie sich ablehnend, nur einmal orakelte sie.

„Siehst Du, kleiner Lumpenprinz, so gehts: Erst will man auf Gummirädern fahren und nachher freut man sich noch, wenn man auf Stroh liegen kann. Das ist so im Leben wie in 'ne russische Schaufel, ruff — — und denn wieder runter!“

Zu uns kam auch jetzt öfter ein großer, hübscher Mann in braunem Rock und blauer Mütze, mit dem Mutter lange sprach. Er zeigte weitgehendes Interesse für unsere Möbel, die er alle — um 'mal seine Eigenthümlichkeit — hinten mit

blauen Stückchen Papier beklebte. Sonst war er sehr höflich und freundlich, und besonders unterhielt er sich mit mir und sagte, daß er auch solchen Jungen hätte wie ich wäre, mit dem ich einmal spielen könnte.

Vater war wenig zu Haus, und wenn er es war, entweder entseßlich erregt oder er saß mühsam still und brütete vor sich hin. Wir trauten uns schon garnicht mehr zu ihm. Jedes Geräusch erbitterte ihn, und er schrie uns an, daß wir laut heulend aus dem Zimmer liefen. Mutter war freundlich wie sonst, küßte uns viel und kümmerte sich überhaupt mehr um uns, zog uns manchmal sogar an, da das Kinderfräulein, eine hochnäsige Gans, die viel an mir herumzogen, mich oft in die Ecke gestellt, gestupst und geschlagen hatte, entlassen war.

Inbessen wurde es immer ungemüthlicher bei uns. Papa kam spät nach Hause, und dann war er entseßlich matt und abgespannt. Sowie Mutter etwas zu ihm sagte, wurde er aufgebracht und faßte jedes Wort als einen Vorwurf auf.

„Ja, ja, ich weiß ja, daß ich Alles verbracht und verliedert habe, laß mich zufrieden, ich weiß es ja schon, ich weiß es ja schon!“

Besonders einmal — ich erinnere mich noch, wie wenn es heute gewesen wäre — wurde er furchtbar erregt, als er des Abends hungrig heimkam und

noch nichts zum Essen vorfand. Er brüllte wie ein wildes Thier und schlug mit dem Spazierstock derart auf den Tisch, daß er den Griff in der Hand behielt. Mutter redete ihm gut zu, überhaupt wurde sie um so ruhiger, je aufgeregter er wurde.

Ich war hinter die Sopphalehne gekrochen und saß dort zitternd mit angehaltenem Athem. Endlich ging Vater wieder fort, um anderwärts etwas zu essen, wie er sagte, nicht ohne sich vorher von Mutter — Gott allein weiß, wo sie damals das Geld her bekommen hatte — eine Mark dafür geben zu lassen.

Als er fort war, sauk Mutter, die bis dahin die Ruhe und Liebenswürdigkeit selbst gewesen, weinend auf das Sopha.

Als ich mich vollkommen sicher glaubte, troch ich aus meinem Versteck hervor. Mutter bemerkte mich und nahm mich auf den Schooß.

„Du hast Dich wohl sehr geängstigt?“

„Ja!“

„Du fürchtest Dich wohl jetzt vor Papa?“

„Warum denn? Er ist doch kein böses Thier!“

„Nein, Du darfst Dich auch nicht vor Deinem Papa fürchten, er ist ein seelensguter Mann und hat sein kleines Mischchen sehr lieb. Er ist nur jetzt sehr unglücklich, weil er durch böse Menschen sein ganzes Geld verloren hat.“

„Da sind wir wohl jetzt ganz arm?“

„Ja, ganz arm!“
 „So arm, wie unten die Kinder von Frau Dornack, denen Du mein rothes Kleid geschenkt hast?“

„Ja, mein Utschen!“
 „Ah, dann werde ich wohl keinen Kakao mehr bekommen, Mama?“

„Ja, Kakao sollst Du bekommen und auch ein neues Wiegenpferd und Zinnsoldaten, denke nur, denen man ordentlich die Arme bewegen kann! Und einen großen, großen Hampelmann, größer wie das ganze Utschen!“

„Bekomme ich den morgen?“
 „Ja! — soll ich Dir etwas erzählen, Utschen?“
 „Ach ja, ach ja, ach ja!“

„Du mußt aber stille sein! Also Onkel Ferdinand, Du kennst doch Onkel Ferdinand? Der taube Onkel, der immer mit Papa Schach gespielt hat —, der war, als er noch jünger war, Seesoldat, und da war er auch in Indien, wo es so heiß ist, daß die Menschen ganz braun ansehen, da fährt er nun Mittags mit seinem Freund auf die Jagd —, solch leichtes Wägelchen, so eins wie der Hauptmann drüben auch hat. Das Pferdchen läuft so hübsch im Trab durch den schönsten Wald, lauter schlanke, hohe Palmen und so große bunte Blumen und prachtvolle handgroße Schmetterlinge, wie meine türkische Morgenhaube so bunt. Und die Vögel fliegen so von Ast zu Ast, grüne und goldene, mit langen, rothen Schwänzen und blauen Schnäbeln. Und die Affen, die spielen Jeck oben!“

„Ei!“
 „Und das ist Alles so hübsch und so lustig — Aber mit einem Mal zieht dahinten solche dicke, schwarze Wolke auf — — und es wird ganz dunkel — — uih — — uih — — geht der Wind durch die Bäume — — na — — ein Blitz zuckt quer über'n Himmel, knatteraderadat, ein mächtiger Donnerschlag!“

„Mutter, ich muß doch zu Bett, ich bin so sehr müde!“
 „Und da brüllt links im Gebüsch ein Löwe und springt mit einem mächtigen Satz quer über den Weg — —“

Länger hielt ichs nicht aus. Ich sprang von Muttters Schooß, lief heulend zu meiner Louise und drückte meinen Kopf an ihre Schürze.

Den nächsten Morgen war Niemand zu finden, der mich anziehen wollte. Alles lief draußen in großer Aufregung durcheinander. Thüren wurden aufgerissen, zugeworfen. Ulrike rief fortwährend, „man“ möchte doch Kaffee trinken, ehe „man“ ihn kalt werden ließe, denn kalter Kaffee wäre gesundheitschädlich und schwäche die Sehkraft, wie „man“ ihr von ärztlicher Seite mitgetheilt hätte.

Meine Schwestern mußten zur Schule. Da waren Arbeiten noch nicht gemacht, Bücher verlegt, Schuhknöpfe verworfen. Frühstück gabs nicht, sie könnten schon einmal bis Mittag so anhalten! Endlich stürzten sie fort. Louise setzte sich nun, anstatt mich anzuziehen, vor mein Bett und jammerte.

„So'n Unglück! So'n Unglück! Die arme Frau, die arme Frau.“

„Wer ist denn die arme Frau?“
 „Louise!“

„Ja?“
 „Das verstehst Du nicht!“

„Ich weiß es ja!“
 „Soo!“

„Die Waschfrau von unten aus dem Haus!“
 „Die meint' ich auch, Utsche. So'n Unglück! So'n Unglück! Die arme Frau!“

„Louise?“
 „Ja?“

„Hast Du auch Geschwister? Machen die auch ihre Schularbeiten nicht?“

„Fünf Brüder und fünf Schwestern! Die eine muß ich sogar mal auffuchen, die ist hier mit 'nem Schlosser verheirathet. Sie hat mir früher immer angepumpt, und ich glaube, sie wird mir wohl wieder anpumpen wollen, deswegen bin ich auch noch nicht zu ihr hingegangen.“

Am Vormittage spielte ich auf dem holprigen, spitzsteinigen Hinterhofe mit den Kindern der „armen

Frau“ und hielt ihnen gerade eine naturwissenschaftliche Vorlesung mit Demonstrationen über ein Spazengerippe, das ich in der Ecke unter dem Balkon gefunden, als Louise mich heraufholte und sagte, sie müsse mich sein anziehen — die Sammetjacke mit den goldigen Ankerknöpfen, — ich sollte mit Papa und Mama mitfahren. Droschke würden wir fahren! Ulrike wäre schon fort eine zu holen, eine niegel-, nagelneue mit 'nem Vorreiter! —

Papa wartete schon mit einem kleinen Handkoffer auf uns. Er war ruhiger wie sonst, ja sogar, was in der ganzen letzten Zeit nicht vorgekommen war, freundlich zu mir, klopfte mir mit der Hand auf den Kopf und sagte, ich sollte ein braver Mensch werden und viel in späteren Jahren an ihn denken.

Ich begriff durchaus nicht den Sinn dieser Worte. Es war doch ganz selbstverständlich, daß ich an ihn denken würde, da ich doch alle Abende für ihn mitbetete und ihn dann auch alle Tage zu sehen bekam.

Als Mutter kam, wurde Papa plötzlich ernster, sprach nichts mehr, sein Blick wurde schen und er vermied es ängstlich, Mama anzusehen.

Draußen hielt schon die Droschke; auf dem Bod der alte, weißköpfige Kutscher, den ich wie einen Dreier kannte.

„Wohin, Herr Geiger?“
 „Schlesischer Bahnhof.“

Und wir fahren. Es ist sonntäglich still auf den Straßen, greller Frühlingssonnenschein, weißblauer Himmel, die Scheiben blinken. In den Vorgärten gucken die Hyacinthen neugierig aus den schwarzen Beeten hervor; einige überwinterte Gelblinge haben sich bis in die Straßen verirrt. Kinder, die aus der Schule kommen, jagen ihnen nach und werfen jubelnd die Mägen nach ihnen.

Wir schweigen.

Trotz des frohen Sonnenscheins wird mir so bekommen zu Muth. Erst traue ich mich kaum aufzubliden. Papa sitzt ganz steif und sieht nach der anderen Seite hinaus. Ich sehe Mama an. Sie ist sehr blaß, die Augen sind heftig geröthet, dicke Thränen rinnen ihr fortwährend über die Backen. Wir fahren, fahren; Keiner spricht ein Wort. Papa blickt schen aus dem Wagen, Mama schluchzt still vor sich hin, ich blicke abwechselnd Beide an. Ach — ich habe solche Angst! Was ist denn nur los? — Ich habe solche Angst — solche — solche — solche Angst.

Plötzlich wendet sich Papa um.

„Diese Lumpen! Ich bin doch wahrlich mein Lebtag ein ehrlicher Mensch gewesen, mein Lebtag! Du weißt, wie ich gearbeitet habe, um meinen Kindern 'mal eine gesicherte Existenz zu schaffen — und nun kann ich wieder von vorne anfangen! Alles — Alles zum Teufel! — Aber — wir halten noch 'mal Abrechnung!“

„Und was soll hier aus uns werden?“
 „Du hast reiche Verwandte, die werden sich Deiner annehmen. Ich muß fort, ich halt's hier nicht länger aus, ich werd' sonst wirklich noch verrückt! Ich kann nicht zusehen, wie mir abgepfändet wird, was ich mir mühsam Stück für Stück zusammengekauft habe! Ich werde dabei verrückt — ich werde dabei verrückt!“

„Und was soll hier aus uns werden, aus mir und Deinen drei Kindern?“

„Gott wird für Euch sorgen!“

Das Klang nicht schön.

„Ich halt's nicht mehr hier aus. Die Leute weichen mir ja auf der Straße aus, als ob ich gefährlich wäre — ich will meinen ehrlichen Namen wieder haben, den sie mir genommen haben. Meinen ehrlichen Namen —“ brüllte er, verstummte aber plötzlich, vermied es, uns anzusehen und blickte starr und steif auf die Straße, als ob er Löcher ins Pflaster gucken wollte. Mutter weinte. Ihre Nase war jetzt auch roth geworden; die grauen Neugelchen kniff sie ein; ich weiß, es machte auf mich einen sehr putzigen Eindruck, und trotzdem weinte ich auch, aber ich gab mir Mühe, es zu unterdrücken, denn ich schämte mich vor Kindern, die dort lärmend auf einem Sandhaufen spielten. Ich dachte, alle Leute sähen mich an und ich schämte mich, weil ich so ungezogen war und weinte.

Wir stiegen aus. Die kalte, öde Bahnhofshalle gähnte uns an. Verrückte, rauchgeschwärzte Wände.

Fischend, pustend fahren Züge ein und aus. Oben in dem Eisenwerk verfangt sich der Rauch; durch die geweihten Scheiben brechen nur trübe die Sonnenstrahlen.

Mama weint heftiger als vorher, ich weine immer noch. Papa schenkt mir eine Mark — ich sollte den Schwestern auch ja etwas davon abgeben — giebt mir flüchtig einen Kuß, Mama ein längeren. Der Zug fährt ein; hält; Thüren werden lärmend auf- und zugeschlagen. „Adieu!“ „Adieu!“ Ein Pfiff! — fort — ich winke und trockne mir abwechselnd die Augen mit dem Taschentuch. — Und da stehen wir nun Beide allein! — Ich klanmere mich an Muttters Rock.

„Wo reist denn Vater hin?“
 „Komm, Georg.“

Bis zum heutigen Tag ist mir sowohl Zweck wie Ziel dieser Reise ein Räthsel geblieben.

Draußen auf der Straße laufen die Menschen durcheinander, stoßen sich mit den Ellenbogen. Alles hat sich heute herausgewagt, selbst Greise und Kranke; Taufende von Kindern lungern auf den Straßen, spielen Marmeln, Ball, Jeck, Verstecken. Weiter unten singt ein Kreis von kleinen Mädchen:

Wir fahren auf der grünen See,
 Wo die Fischlein springen,
 Freuet sich mein ganzes Herz
 Vor lauter Lust und Singen.“

Da und da und da — — Alles lustig!
 „Ich habe Hunger, Mutter!“

Mutter sucht im Portemonnaie, klaubt ihre letzten paar Groschen zusammen und kauft für zehn Pfennige Schrippen und für fünfzehn Pfennige Wurst. Dazu reicht es noch.

„Ach, ich habe solchen Hunger, Mutter!“

Aber auf der Straße darf ich doch nicht essen, das schickt sich nicht für ein anständiges Kind, ich muß noch warten, bis wir in den Thiergarten kommen. —

Weiter! Ein Schaufenster reizt mich besonders! Au — da liegen so hübsche Sachen! Schinken und Wurst und Weintrauben und Apfelsinen kullern aus einem Faß, aber nicht durch die Scheiben. Jetzt kommt ein Dienstmädchen mit einem wohlgefüllten Korb aus der Thür.

„Mutterchen, ich habe solchen furchtbar großen Hunger.“

Weiter! Endlich der Thiergarten! So viele Droschken.

„Sieh mal, Mutter, ich glaube, da vorn fährt Onkels Wagen!“

Die Wege trocken, im Gebüsch die blanken, grünen Scharbocksblätter, und da schon ein kleiner Fleck weißer Anemonen. Eine Drossel wühlt und kratzt würrer-suchend im dünnen Laub. Wir setzen uns hin. Schräg über schläft ein junger Mensch auf einer Bank. — Ich denke an unseren Moppy, der nie ungeschmiertes Brot aß. Er war auch so verwöhnt, grad so wie ich! Und heute! Wie froh bin ich, daß ich überhaupt etwas bekomme! Wie gierig schlänge ich die großen Happen! Ein Städchen fällt herab, ich hebe es auf und stecke es, fast ohne es abzuschütteln, noch sandig, in den Mund. Ich begreife nicht, weswegen Mutter garnichts ißt!

Zwei Semmeln und die Hälfte der Wurst steck sie ein, um sie meinen Schwestern mitzubringen.

„Aber doch herrliches Wetter heute — paß nur auf, Utsche, bald ist Alles wieder grün, dann pflanzen wir uns auch wieder Erbsen!“

Daheln liefen meine Schwestern schon umher und suchten, gleich hungrigen Ratten in einer leeren Theekiste, in allen Winkeln nach etwas Eßbarem. Endlich entdeckten sie irgendwo Butter und alte Semmeln, und Louise mußte ihnen eine Wasser-suppe kochen. Ich wette, sonst hätte keins von ihnen sie angerührt, und da, wie sie löffelten!

Als Mutter ihnen erzählte, daß Papa verreist sei, ergriff sie diese Nachricht gerade nicht zu sehr, auch von der Mark bekamen sie nichts, denn zehn Pfennige nahm ich und neunzig mußte ich an Mama geben.

Am Nachmittag spielte ich auf dem Hof und sah grad durch die offene Hausthür nach irgend etwas Wunderbarem, als zwei Möbelwagen vorfuhren.

Was wollten die denn nur? Ich wußte doch nicht, daß Jemand im Haus zöge? Dann kam mein Freund mit der blauen Mütze. Ich sprang ihm vergnügt entgegen und fragte nach seinem Hänschen, und ob es mich nicht mal besuchen käme! Aber da trappelten schon zehn bis zwölf riesige Kerle in den Hansflur, daß der Fußboden zitterte; mächtige Gestalten, mit alten, schmutzigen, schiefgelegten Soldatenmützen ohne Kotarbe, barhäuptig, in Hemdärmeln, hanfene Seile über den Schultern, und Alle stampften die Treppe herauf und blieben vor unserer Thür stehen.

Sie gehen hinein und da — kommen auch schon Drei mit unserem schönen, großen Flügel an.

„Weg, Junge! Nicht kanten, Willem! Halt mal, Ede, ich will den Strick unterziehen!“

Da kommt schon ein Anderer mit 'nem Tisch auf dem Rücken, da Einer mit einem Polsterstuhl und zwei großen Kupferstichen, ein kleiner, Breitschultriger mit Mütter's Silberspindchen und einer Kousole.

Ich gehe hinein. Wie sie da ränbern! Ich wundere mich nur, daß mich nicht Einer am Kopf und ein Anderer an den Beinen nahm und mit hinaus auf den Wagen trug.

Und mein Freund mit der blauen Mütze steht wie ein Feldherr und befehlt den Leuten, grad als ob er bei uns zu Haus wäre!

Mütterchen trocknet sich fortwährend die Augen und verfolgt jedes Stück mit sehnsüchtigen Blicken.

Louise läuft mit einem Lappen in der Hand geschäftig hin und her und wischt den Staub von den Ecken und Kanten.

„Mama, wozu nehmen denn die Leute das Alles heraus?“

„Es soll neu aufpolirt werden.“

Neu aufpolirt? Ich hätte es so leicht nicht geglaubt, aber es mußte doch wahr sein, Mutter hatte es ja gesagt!

Ich ging wieder auf den Hof.

„Gefsch, Gefsch, bei Euch werden doch die Möbel abgeholt und bei uns nicht!“ rief das Kind der armen Frau.

„Ja, meine Mama hat gesagt, sie werden aufpolirt.“

„Gefsch, die werden Euch ja weggenommen, das hat mir meine Mama gesagt.“

„Deine olle Mama! Meine Mama hat aber gesagt, sie werden aufpolirt und wir bekommen sie bald wieder.“

„Ach, das hast Du Dir ja nur einreden lassen.“

Da wir durchaus hierüber nicht einig werden konnten, brauchte ich mein Recht des Stärkeren, aber da kam ich schlecht an. Die Kleine wackelte auf ihren O-Beinen heulend die Kellertreppe hinunter und sofort stürzte die Mutter, ein schlampiges Frauzimmer, das fast immer, wie die meisten Waschweiber, die Röde aufgeschürzt trug, heraus wie ein Hamster aus seiner Höhle, stieß mich und schlug mich und schrie, daß ich eine ganz ekelhafte, rognässige Nange wäre; wie ich nur dazu käme, ihr Goldstündchen anzurühren! Und das Befremdetsein, das hätte jetzt überhaupt ein Ende!

Ich weinte nicht, aber — ich ärgerte mich über diese Pöbelhaftigkeit!

Die Frau! Gott was hatten wir ihr Alles geschenkt! Was sie und die Kinder auf dem Leibe trugen, hatten sie von uns. Mit Waschbüden waren sie zur Weihnachtsbescherung bei uns erschienen. Wie unterhängig hatten sie Mutter die Hand geküßt! Und alle Segenswünsche eines göttigen Himmels auf mein unschuldiges Haupt herabgeschleht! Und jetzt, wo nichts mehr von uns zu erwarten, ja da — „hat das Befremdetsein überhaupt sein Ende!“ —

Aber ich verwand meinen Aerger schnell und ging ein wenig in den Garten, freute mich, daß der Flieder und die Stachelbeeren schon trieben, suchte leere Schneckengehäuse und vorjährige Kastanien, sah mir den blauen Himmel an und wurde bald so recht vergnügt, sang und sprang.

Als ich wieder nach oben ging, war ich erstaunt, die Thür angelehnt und die ganzen Vorderzimmer leer zu finden. Aber es war doch sehr hübsch, die Zimmer waren so hell und groß! Und ich schlidderte jubelnd auf dem Parquetboden.

Da kam Mutter herein. Sie war vollkommen aufgelöst, sogar der hohe Lockenbau war ihr in Unordnung gerathen. Sie winkte mir, nach hinten zu kommen ins Berliner Zimmer. Auch hier waren die Wände kahl. Große, hellere Flecken an der Tapete zeigten, daß dort einst Möbel gestanden. Das Büffet, der große, eichene Tisch, das Sopha, Alles fort; nur einige Stühle waren belassen worden. Jetzt kam Louise mit einem Küchentisch herein und stellte ihn in die Mitte des Zimmers. Sie weinte, mir merklich, wie ein Sprengwagen. Dann kamen auch meine Schwestern. Jeder von uns stellte sich hinter eine Stuhllehne und Alle sehen wir starr auf den Küchentisch, als ob darauf ein Wunderthier zu sehen wäre, und doch war nichts zu sehen wie eine ganz einfache, weiße, hölzerne Platte. Dann küßte Mama uns der Reihe nach, sagte, wir sollten Alle tüchtige, ordentliche, gefegte Menschen werden, die es einmal in der Welt zu etwas brächten und dem Namen des Vaters wieder einen guten Klang verschaffen sollten.

Mir wurde so eigenthümlich bekommen zu Muth. Ich fühlte ein Jucken in den Mundwinkeln und am liebsten hätte ich gerne laut losgebrüllt, doch ich bezwang mich. Jetzt schickte man Louise fort, um etwas zu holen, und ich war stolz, denn das Geld dazu war das, was mir Papa zum Abschied gegeben hatte.

In diesem denkwürdigen Tage irrte der Aristokrat seine Schwester, deren Mann und Kinder von der Liste der Courfähigen.

In der nächsten Woche kam ein großer Korb mit Schwarzem.

Irgendwelche entfernten Verwandten hatten von unserer Nothlage gehört und beklagten sich, uns nach Kräften zu unterstützen. Millionäre waren ja nicht, aber besaßen diese Leute durchaus keine Bildung, aber es waren doch, Gott sei Dank, keine Aristokraten. Ich weiß, wir hatten früher nie zu ihnen gehalten und es war sogar von ihnen wenig oder nie gesprochen worden. Es waren die sogenannten „armen Verwandten“, von denen man, wenn man Geld hat, nicht gern etwas wissen will. Und da — mit einem Mal waren sie da, wie gerufen! Sie sahen überall nach dem Rechten, luden mich zu Mittag, schenkten mir Bücher und Zinnsoldaten, steckten mir, wenn ich wegging, die Taschen voll Obst und so fort.

Ja, feingebildete Menschen waren nicht! Sie verwechselten sogar mir und mich, aber es war eine gemüthliche, gutherzige Gesellschaft, und wenn sie sich auch manchmal untereinander zankten, daß die Leute im ganzen Hause zusammenliefen, so waren sie doch nachher eine Liebe und Freundschaft und hingen aneinander wie die Kleiten.

Die Familie bestand aus einer Mutter und vier erwachsenen Töchtern, welche im Hause für Geschäfte schneiderten und viel Geld verdienten. Die Mutter war eine etwas schwerhörige, hübsche Matrone. Alma, die Jüngste, klein, dick und quabblisch, recht hübsch und von einem unerschöpflichen Berliner Humor; Klara, groß, stattlich, eine Nubenschönheit; Bertha, klein, häßlich, dürr und verblüht; Emma hatte ein gewöhnliches Gesicht, auch war sie zänkisch und launenhaft, und da sie sich mit ihren Angehörigen nicht zu stellen wußte, gab es ibretwegen oft heftige Szenen, aber nachher gingen sie doch Alle wieder friedlich zusammen ein Glas Bier trinken, wenn auch Emma ihrer Mutter mit einem Kahlkopf auf die neue Haube geküßt hatte: „Siehst Du, mein Mütterchen, so gefällst Du mir, siehst Du, mein Mütterchen, det bekommt Dir denn so gut!“ und Klara der Schwester dafür Eins mit dem Feuerhaken über'n Arm verjagt hatte. —

Also mit einem Mal waren sie da, die guten Leute, nicht aufdringlich, keinen Dank wollten sie. Als ob es selbstverständlich, brachten sie uns Kindern irgend etwas mit, gaben in der Küche ganz still ein

paar Pfund Fleisch ab, ohne auch nur ein Wort darüber zu verlieren. Nur wenn sich meine Mutter bedankte, wurde die alte Dame ärgerlich, stellte sich erst gänzlich taub und sagte dann, wenn dies auch nicht mehr nützte: „Ach wat, hab' Dir doch man bloß nicht so, mein Kind!“ (Fortsetzung folgt.)



Die Stimmen der Natur.

Eine Darstellung der Musik von W. Vaco.

(Fortsetzung.)

Wenn nun Schwingungen, wie eben bei der Violine, regelmäßig hintereinander erfolgen, so hören wir einen Ton. Ein Geräusch entsteht dadurch, daß ein elastischer Körper in kurz aufeinander folgende, ungleiche (unregelmäßige) Schwingungen geräth. Ein Geräusch ist daher ein Gemisch von Tönen. Wenn ich auf die tönenden Körper zu sprechen komme, will ich noch näher auf die Geräusche eingehen.

Die Schwingungen einer Stimmgabel, die angeschlagen, tönt, kann man durch die phonographische Methode beobachten. Da aus dem zuerst von W. V. Weber 1830 in der Gestalt des Phonantographen angewandten Verfahren der Edison'sche Phonograph entstanden ist, so verdient es, daß wir einen Augenblick bei ihm verweilen.

Man befestigt an einem Zinken einer Stimmgabel einen kleinen, harten, spitzen Gegenstand (etwa ein Stückchen Blechstreifen). Wenn die Stimmgabel zum Tönen gebracht und mit der Spitze auf eine beruhte Glasplatte gehalten wird, so wischt sie eine weiße Furche im Auf aus. Führt man die Glasplatte vorsichtig und gleichmäßig unter der Stimmgabel weg, so erhält man eine Furche, welche die Gestalt einer Schlangenlinie zeigt. Wenn die Stimmgabel nicht hin und her pendelte, so würde die Furche die Gestalt einer geraden Linie haben.

Beim Edison'schen Phonographen ist die Stimmgabel durch eine Membrane (eine dünne Kautschukplatte) ersetzt, auf der durch einen Schalltrichter der zu stirende Schall aufgefangen wird. Die Membrane ist ferner mit einem Stift versehen, der aber nicht auf eine beruhte Glasplatte, sondern auf einem mit Staniol, neuerdings mit einer Wachsmasse, belegten Zylinder seine Zadenlinie macht. Der Zylinder hat durch ein Uhrwerk zwei Bewegungen: einmal wird er gedreht und dann an dem Stift zugleich vorübergeführt. Die Zadenlinie ist wie die Furche einer Schraube spiralförmig ununterbrochen auf dem Zylinder gezeichnet. Will man den auf der Wachsmasse fixirten Schall noch einmal hören, so führt man durch Zurückdrehen des Zylinders den Stift an die Stelle, wo er zu zeichnen angefangen hatte, und läßt den Zylinder wieder seine Bewegung machen. Die Membrane geräth in dieselbe Schwingung, die denselben Schall, der in den Schalltrichter hineindünte, wieder aus ihm herausdünen läßt. Der Vorgang des Schallerzeugens ist derselbe, wie der des Schallschreibens, nur in umgekehrter Reihenfolge.

Bei dem von Berliner erfundenen Gramophon ist die Kautschukplatte durch eine Glimmerplatte ersetzt, deren Schwingungen durch einen Nebel auf die schreibende Metalfeder übertragen wird. Das Prinzip des Schallschreibens ist dasselbe wie beim Phonographen.

Ein von Tyndall angegebener Versuch, um die Schwingungen eines dicken Metallstabes sichtbar zu machen, ist folgender: Ein horizontal in der Mitte eingeklemmter Metallstab wird durch Reiben mit einem gehärteten Lederstück zum Tönen gebracht. Das Schwingen des Stabes erkennt man, wenn man in der Nähe seines Endes ein Eisenbeinpendel hält. Dieses wird dann fortwährend abgestoßen, so lange der Stab tönt. Der Metallstab verlängert sich auf diese Weise mit jeder Schwingung. Seine einzelnen Theile schwingen wie ein Pendel in der Längsrichtung hin und her.

Man hat, wie Naban berichtet, für eine Messingstange von etwas mehr als 140 cm Länge und über 3½ cm Dicke die Entfernung gemessen, in welcher eine Metallspitze von dem freien Ende der

ruhenden Stange bleiben mußte, um von derselben beim Tönen nur eben noch berührt zu werden. Diese Entfernung war 0,6 mm. Die Stange verlängerte sich also um diese Größe und verkürzte sich darauf um ebensoviel, was im Ganzen einen Unterschied von 1,2 mm zwischen der größten und kleinsten Länge ergibt. Hätte man die Stange um diesen Betrag durch eine Belastung mit Gewichten ausdehnen wollen, so wären dazu 1700 kg erforderlich gewesen.

Freilich ist die Schwingung dieses Metallstabes eine andere, als die der Violine. Man nennt erstere Longitudinalschwingung, weil die einzelnen in Schwingung befindlichen Theilchen des Metallstabes in der Richtung der Längsaxe schwingen. Die zweite Art von Schwingung, die der Violine, heißt Transversalschwingung,* weil sie rechtwinklig zur Längsaxe erfolgt.

Die Schwingungen der tönenden Luft sind nur Longitudinale. Hiermit kommen wir auf die Frage, wie der Schall zu unserem Gehörorgan getragen wird. Ich sagte schon oben, in den meisten Fällen durch die Luft. Wenn man z. B. eine schwingende Stimmgabel an die Zähne hält, so wird ihr Ton durch die Kopfnochen und nicht durch die Luft zum Gehörorgan geleitet. Die Luft ist aber in fast allen Fällen das Mittel zur Fortpflanzung des Schalles. Der schallende, in Schwingungen versetzte Körper veranlaßt um sich herum eine Erschütterung der Luft. Die ersten Lufttheilchen werden auf die folgenden gedrängt und bilden mit ihnen eine Luftverdichtung. An der Stelle, wo die ersten Lufttheilchen waren, bleibt eine Luftverdünnung. Dieser Vorgang wiederholt sich ununterbrochen so lange, bis der Schall aufhört, und pflanzt sich in derselben Weise, wie er entstanden ist, bis zum Gehörorgan fort. Es erfolgen abwechselnd Verdichtungen und Verdünnungen der Luft, und da sie sich von dem Erschütterungsmittelpunkte (der Schallquelle) nach allen Seiten hin mit gleicher Geschwindigkeit verbreiten, so entsteht ein kugelförmiges System von Longitudinalwellen, die, bis zum Gehörorgan gelangt, als Schall empfunden werden.

Daß bei regelmäßigen (periodischen) Verdichtungen und Verdünnungen der Luft (Longitudinalwellen) ein Schall erzeugt wird, lehrt folgender Versuch: Auf dem Rande einer kreisförmigen Pappscheibe ist in gleichen Abständen eine Anzahl von erbsengroßen Löchern gebohrt. Diese Scheibe wird mit einer Maschine verbunden, die es ermöglicht, sie in schnelle, kreisende Bewegung zu versetzen. Bläst man während des Drehens mit einem Glasröhrchen gegen Löcher, so wird die Luftschicht zwischen dem Glasröhrchen und der Scheibe jedes Mal, wenn der Luftstrom nicht auf ein Loch trifft, verdichtet, wenn er auf ein Loch trifft und entweichen kann, verdünnt. Diese Verdichtung und Verdünnung wechselt beim Drehen ab und in der That hören wir einen Ton.

Die König'schen Flammen zeigen ebenfalls, daß die Fortpflanzung des Schalles durch periodische Lufterschütterungen geschieht. Eine aus einem Gummischlauch heraustretende Gasflamme verändert ihre Gestalt, wenn man den Schlauch drückt. Schaltet man in ein Gasrohr eine Membrane ein, so wird jede Erschütterung der Membrane auf das Gas übertragen und die Gestalt der Flamme verändert, als ob ein Blasbalg eingeschaltet wäre. Die Erschütterungen der Membrane sind, wenn sie durch einen Schall verursacht werden, sehr schnell aufeinander folgende, einige hundert Male in der Sekunde. Die Flamme erscheint spitz und bläulich. Man bedarf noch eines Hilfsmittels, um die Gestaltveränderungen der Flamme deutlich zu sehen. In einem Spiegel erscheint die Flamme natürlich auch so wie unserem Auge direkt. Sowie man aber den Spiegel geschwindig dreht, sieht man statt der Flamme ein feuriges Zadenband. Die nicht erschütterte Flamme zeigt im gedrehten Spiegel einen feurigen Streifen, ähnlich wie wenn man ein glühendes Stück Holz im Kreise herumswingt. — Durch die

König'schen Flammen kann man also den Schall sehen.

Es ist auch in neuester Zeit Töppler (1859—64) gelungen, die Schallwellen durch die sogenannte Schlierenmethode zu photographiren.*

Nicht allein der schallende Körper vermag die Luft zu erschüttern, auch umgekehrt, die erschütterte Luft einen elastischen Körper. Beim Phonographen und Grammophon werden in einem Schalltrichter die Schallwellen der Luft aufgefangen, die eine dünne Kautschukplatte in Schwingungen versetzen. Ebenso ist es beim Telephon. Hier aber werden die Schwingungen der Membrane in Elektrizität umgewandelt, welche die weitere Leitung des Schalles besorgt. Das „Wie“ gehört nicht an diese Stelle, sondern in die Lehre von der Elektrizität. In unserem Gehörorgan veranlassen die Luftwellen die Schwingungen des Trommelfells, wiederum eine kleine Membrane.

Wir sehen also, daß die Luft im Stande ist, den Schall fortzupflanzen. Aber sie nicht allein, und nicht sie am vollkommensten. Eigentlich leiten alle Körper den Schall, am besten, d. h. am schnellsten, dichte, elastische und gleichartige, am schlechtesten lockere, wie Tuch, Pelz, Wolle, Baumwolle, Federn, Sägespäne, Stroh, Teppiche u. A. m.

Die atmosphärische Luft leitet den Schall mit einer Geschwindigkeit von 330 m in der Sekunde. Diese Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Schalles in der Luft ist durch einen Versuch festgestellt worden, den schon Baco von Verulam angegeben hat. Der Franzose Peter Gassendi (1592—1655) führte ihn zuerst aus, worauf er öfters wiederholt wurde, die letzten Male am 21. und 22. Juni 1822 in der Nähe von Paris durch Humboldt, Gay Lussac, Bonvard, Mathieu und Arago (sie fanden 331 m), und 1823 in der Nähe von Utrecht durch Moll und van Beek, die für eine Temperatur von 0° C, stilles Wetter und trockene Luft 332,15 m in der Sekunde fanden.

Der Versuch ist folgender: Auf zwei Stationen von genau bekannter Entfernung werden Kanonen aufgestellt und auf beiden Stationen abwechselnd die Zeiträume beobachtet, welche beim Abfeuern der Kanonen zwischen der Wahrnehmung des Pulverblüses und des Schalles der Explosion verfließen. Die zur Fortpflanzung des Lichtes erforderliche Zeit, bekanntlich 40 000 geographische Meilen in der Sekunde, kann man dabei als verschwindend klein betrachten. Die Beobachtungen werden am zweckmäßigsten bei Nacht angestellt, weil die Luft zu dieser Zeit am ruhigsten ist und die Signale am weitesten hörbar sind.

Bei höherer Temperatur ist die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Schalles größer als bei niedriger. Sie wächst für je einen Grad um $\frac{1}{2}$ m.

Wenn ich sehen will, ob Jemand naturwissenschaftliche Kenntnisse besitzt, dann pflege ich ihm die harmlose Frage vorzulegen: Was erfolgt bei einem Gewitter eher, der Donner oder der Blitz? Die Meisten antworten nach einigem Nachdenken, wobei sie die Sitze in erste Falten ziehen, prompt: Natürlich der Blitz. — Natürlich ist das Unstimm; denn nicht eines folgt dem Anderen, sondern beide erscheinen zugleich. Wir hören nur den Donner später als wir den Blitz sehen, weil das Licht schneller zu uns gelangt als der Schall. Man kann darnach an der Zeit, die zwischen Blitz und Donner vergeht, ungefähr feststellen, wo sich ein Gewitter befindet, für ängstliche Seelen eine große Beruhigung. Je weiter es entfernt ist, um so länger wird der Zeitraum sein. Wenn zwischen Blitz und Donner 24 Sekunden verfließen sind, so ist das Gewitter eine Meile entfernt.

Nicht zu große Entfernungen wird man an der Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Schalles messen können. Newton hat eine kleine Tabelle der Zeit-

räume (Intervalle) angegeben, nach denen man die Tiefe eines Brunnens berechnen kann. Ich setze sie hierher.

Intervall	Tiefe
2 Sekunden	18,7 Meter
3 ..	40,7 ..
4 ..	70,4 ..
5 ..	107,2 ..
6 ..	150,8 ..
7 ..	200,5 ..
8 ..	256,2 ..
9 ..	317,4 ..
10 ..	383,8 ..
15 ..	784,4 ..

Man wirft in den Brunnen einen Stein und beobachtet mit der Uhr, wie lange es dauert, bis man ihn fallen hört.

In anderen Gasen als der atmosphärischen Luft wird der Schall, je nach der größeren Dichte, schneller fortgepflanzt. Im Wasserstoff geht er 3,8 mal schneller als in der Luft, in Kohlensäure und Stickoxyd nur $\frac{1}{2}$ mal so schnell als in der Luft.

Die Geschwindigkeit des Schalles im Wasser wurde 1827 von Colladon und Sturm im Genfer See gemessen. Die Messungen ergaben 1435 m in der Sekunde.

In festen Körpern ist natürlich die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Schalles am größten. Messungen an Telegraphenbrähten ergaben 3485 m für die Geschwindigkeit, mit welcher der Ton eines Hammerschlages einen Eisendraht durchläuft. Die genaue, durch besondere Methode festgestellte Fortpflanzungsgeschwindigkeit der festen Körper zeigt folgende Tabelle:

Körper	Geschwindigkeit
Blei	1300 m in der Sekunde
Silber	2700
Platin	2700
Zink	3700
Kupfer	3700
Eisen und Stahl	5000
Spiegelglas	5200
Tannenholz	6000

Die bessere Leitungsfähigkeit fester Körper im Vergleich zur Luft kann man zur Herstellung einer einfachen Fernspreitleitung benutzen: Ueber einen Zylinder von Pappe, Holz oder Blech binde man eine nasse Schweinsblase. Wenn diese fast trocken ist, dann ziehe man einen Bindfaden, an dessen Ende von einem Knoten ein mit Leim bestrichenes, kleines Lederscheibchen befestigt ist, durch die Mitte der Membran. Solcher Zylinder stelle man sich zwei her, für jede der beiden Personen, welche sich unterhalten wollen, einen. Die Apparate der beiden „Stationen“ werden durch Bindfaden verbunden. Spricht man in den einen der Zylinder hinein, so setzen die Schallwellen die Membran in Schwingungen, die sich weiter auf den Bindfaden übertragen und durch diesen bis zur Membran der zweiten Station fortgepflanzt werden. Hier kehren sich sämtliche Vorgänge um: Die Schwingungen erregen entsprechende Vibrationen der Membranen und diese erzeugen Luftwellen von derselben Periode. Die Person an der Empfangsstation kann sich diese Luftschwingungen zu Gehör bringen, indem sie ihren Apparat an das Ohr hält; sie wird, wenn die Entfernung nicht zu groß ist, deutlich die einzelnen Laute vernehmen, als wenn sie Jemanden auf große Entfernung ihr zusehen hörte, und sie wird sogar im Stande sein, den Sprechenden an der Stimme zu erkennen. Man kann den Bindfaden um die Erde leiten, wenn man Schlingen von Bindfaden als Träger verwendet und diesen so anbringt, daß er nirgends anlegt. (Glas.)

Bei der Untersuchung der Schallschwingungen haben wir gesehen, daß die Stärke des Violinsaitentones abnahm, wenn die Amplitude kleiner wurde. Die Stärke (Intensität) des Tones wurde geringer. Noch andere Ursachen verringern die Intensität des Schalles.

Wir haben ebenfalls schon gesehen, daß der Schall stärker gehört wird, wenn er in dichter, als wenn er in dünner Luft schwingt. Eine dichtere Luftwelle übt eine kräftigere Erschütterung auf unser Trommelfell aus als eine dünnere. Derselbe Schall ist im Thale stärker als auf dem Berge. Die Luft-

* Eine dritte Art von Schwingungen sind die Torsionsschwingungen, bei denen die einzelnen Theilchen drehende Bewegungen um die Längsaxe des schwingenden Körpers vollführen.

* Schlieren nennt man die Stellen in einem Stück Glas, welche in ihrer Beschaffenheit von dem übrigen Glase abweichen. Durch eine gewisse Art von Beleuchtung werden sie sichtbar. Durch den Schall werden in der Luft ebenfalls in der Beschaffenheit ungleiche Stellen (Verdichtungen und Verdünnungen) erzeugt, die, auf ähnliche Weise wie Schlieren im Glase sichtbar gemacht, photographirt werden können.



Obdachlos. Von Leopold Burger.
Photographie-Berlag von J. Eder, Wien.

Schiffer erzählen, daß sie in den Höhen eine ganz schwache Stimme haben. In der Luft wird das Ticken einer Uhr bis auf 3 m Entfernung gehört, im Weingeist auf 4, in Oel auf 5, im Wasser auf 7 m. Die Taucher, die sich in verdichteter Luft befinden, dürfen nur leise sprechen, wenn ihre Stimme nicht wie lautes Rufen vernommen werden soll. In trüber, mit Nebel, Wolken oder Regen erfüllter Luft pflanzt sich der Schall stärker fort als in klarer Luft. Warnungssignale, die Schiffe auf Gefahren aufmerksam machen sollen, werden bei Nebelwetter weiter gehört als bei klarer Luft.

In der Richtung, in welcher der Schall erregt wird, pflanzt er sich am stärksten fort. Der Wind schwächt die Intensität des Schalles, namentlich wenn seine Richtung der des Schalles entgegengesetzt ist.

Mit der Entfernung nimmt die Intensität des Schalles ebenfalls ab. Die Schallbewegung wird von einer kleineren Luftmasse auf eine immer größere übertragen, also die Stärke des Schalles vertheilt sich auf immer größere Luftmassen. So erklärt sich die Abnahme des Schalles mit der Entfernung. Eine kräftige Mannesstimme ist noch auf die Entfernung von 240—280 m verständlich. Kanonendonner ist deswegen noch sehr weit hörbar, weil der Boden die Erschütterung fortpflanzt. Am 4. Dezember 1832 wurde z. B. die Kanonade von Antwerpen im sächsischen Erzgebirge (600 km weit) verspürt.

Beim Uebergang von einem dünneren in ein dichteres Mittel (Medium) wird der Schall geschwächt. Der Schall bringt besser vom Thal zum Gipfel des Berges als umgekehrt.

Die von der Sonne ungleichmäßig erwärmte Luft veranlaßt die Bildung von Luftschichten ungleicher Dichte. Es entstehen auf diese Weise sogenannte atmosphärische Wolken, welche die Tragweite des Schalles schwächen, da der Schall verschiedene Mittel passieren muß. Am Tage, wo diese Verhältnisse herrschen, reicht daher der Schall nicht so weit wie in der Nacht, wo die Luft gleichmäßig erwärmt ist. Darum vergrößert auch Kälte die Tragweite der Luft. In den Polargegenden hörte Kapitän Parry häufig eine mit gewöhnlicher Stimme geführte Unterhaltung auf 1600 m.

Um die Intensität des Schalles zu vergrößern, bedient man sich verschiedener Mittel. Je größer die Fläche eines schwingenden Körpers ist, um so stärker wird sein Schall. Eine Stimmgabel tönt in der Luft weit schwächer, als wenn man sie auf eine Holzfläche stemmt. Man versteht aus diesem Grunde viele musikalische Instrumente mit einer vergrößerten Schwingungsfläche, einem Resonanzboden.

(Schluß folgt.)

Der Trimmer.

Ein soziales Nachtbild von Curt Ungar.

Es war Nacht. Alles war still an Bord des Schnelldampfers. Nur der wachhabende Offizier schritt langsam auf der Kommandobrücke hin und her. Der Mann im Ausguck sah müde und schläfrig in die klare Sommernacht hinaus. Mit rapider Geschwindigkeit bewegte sich das Schiff. Das Meer war sanft und ruhig und dennoch sprigten die Wogen hoch empor infolge der Kraft, mit welcher der Dampfer das Wasser durchschneit.

Hinten am Backbord, im Schatten eines der letzten Boote, lehnte ein Mann an der Reeling und starrte ins Meer hinaus. In beschmutztem Arbeitszeug hatte er sich hierher geschlichen. Es war ein Trimmer.

Was wollte der Mann? Unbeweglich stand er an der Reeling. Mit stierem Blick sah er auf das ruhig dahingleitende Wasser. Ein Juden ging fortwährend durch den Körper. Die Brust hob und senkte sich, als ob ein furchibarer Kampf im Innern alle Schranken sprengen wollte. Er leuchtete und röthete und ließ schließlich sein Haupt ermattet auf seine Arme sinken, während ein paar große Thränen über seine bleichen Wangen rannen. Er weinte und schluchzte leise in sich hinein wie ein Kind.

Im froh trotz der warmen Sommernacht. Der Schweiß stand ihm auf der Stirn; aber innen war Alles kalt, eiskalt. Kalt und düster war sein ganzes Leben gewesen. Nur hin und wieder hatte ihm ein kleines aufblühendes Herdfeuer geglimmt, an dem er die Finger wärmen konnte, aber beiseite nicht den ganzen Menschen. Und so selten hatte ein Sonnenstrahl sein düsteres Dasein erhellt.

Peter Heber, der Trimmer, hatte schon in seinem neunten Jahre seine Eltern verloren. Wie ein Märchen aus der Jugend, von Träumen des Glückes umwoben, erstand die sonnige Zeit jetzt wieder in seiner Erinnerung, die Zeit, da er noch Vater und Mutter sein nannte. Jetzt, wo er, erfüllt von den düstersten Gedanken und Ansichten, die ein Menschenherz gebären kann, an der Reeling des Dampfers lehnte, tauchte das Bewußtsein einstigen Glückseins, durch den Kontrast verklärt, lebhafter und klarer auf, denn je zuvor.

Ja, auch er war einst glücklich gewesen, so glücklich wie andere Menschen, aber nur ein Mal, dann hatte sich für immer die Nacht über sein Dasein gesenkt.

Als Vater und Mutter in die Grube gesenkt waren, hatte man ihn mit seinen Geschwistern zu einer Tante gebracht, einer großen, strengen Frau, die mit starker Hand das Haus regierte. Ihr Mann verdiente nur wenig. Sie selbst mußte zur Hauptsache den Unterhalt der jetzt um mehrere Köpfe vermehrten, aber auch vorher schon zahlreichen Familie bestreiten. Sie spannte alle Glieder der Familie, vom ältesten bis zum jüngsten, in den Dienst derselben. Jedes hatte nach seinen Kräften möglichst viel Geld zu verdienen. Sie sorgte, daß jedes Kind ordentliches Essen und ordentliche Kleidung bekam. Aber in ihrem Hause fehlte die Liebe, die Alles verjüngende Mutterliebe. Die fleißige, strenge Frau hatte keine Zeit zur Liebe. Die Absicht, sich mit ihrer Familie „rechtschaffen“ durchzuschlagen, füllte ihr ganzes Dasein aus.

Peter hatte Angst vor der Tante. Er wagte nicht, sie anzusehen, wenn sie in ihrer harten Weise mit ihm sprach. Er sah zusammengesauert in einer Ecke und wagte kein Glied zu rühren, geschweige denn ein Wort zu sagen, wenn sie im Zimmer war. Die Schen, die er der Tante gegenüber zeigte, rief die Abneigung derselben gegen den neunjährigen Peter wach. Sie besaß kein Verständniß für ein weiches, kindliches Gemüth, und unbarmherzig brach sie die Knospe, ehe sie sich entfaltet hatte. Aus Angst vor der Tante log er, wenn er irgend etwas verkehrt gemacht hatte, und binnen kurzem hielt sie ihn für einen verlogenen und verstockten Bösewicht. Das wußten sich die Brüder und Schwestern bald zu Nutzen zu machen. Hatten sie etwas „angefressen“, so schoben sie die Schuld auf Peter Heber und Peter bekam die Schläge. Er war bald so eingeschüchtern, daß er Alles eingestand, was man ihm vorwarf, ohne daß er irgend welche Schuld hatte. Er wurde von Tag zu Tag dümmner. In der Abendschule sah er zu unterst. Die reichlichen Schläge, an denen es die Tante zu seiner „Besserung“ nicht fehlen ließ, machten den Bösewicht immer stumpfsinniger. Bald vernachlässigte er seine Arbeit aufs Größlichste. Zu nichts war er zu gebrauchen. Oft kam er von der Abendschule garnicht nach Hause. Seine Geschwister fanden ihn schließlich nach stundenlangem Suchen auf dem — Kirchhof mit verweinten Augen am Grabe seiner Eltern. Er ging nicht fort, er sagte immer nur, er wolle bei seiner Mama bleiben. Mit Gewalt mußten sie ihn fortreißen.

Dann wurde er plötzlich ein Anderer. Er biß die Lippen aufeinander und weinte nicht, wenn die Tante ihn auch halb todt schlug. Die Tante hatte oft gesagt: „Der Fengel nimmt noch mal ein schlünftiges Ende!“ Schließlich konnte sie ihn überhaupt nicht mehr brauchen. Keine Strafe fruchtete etwas. Jeden Tag gab er der Tante neue Veranlassung zum Aergern. Endlich wandte sie sich an die Stadt, und Peter Heber wurde von seinen Geschwistern fortgerissen und anderweitig vergeben.

Er kam jetzt zu einem armen Flechtsticker, der

selber nichts zu brechen und zu beissen hatte, und freistete ein kümmerliches Dasein. Von Morgens früh bis Abends spät mußte er Schuhe ausbügeln und hollen. Infolge der schlechten Nahrung wurden die Wangen immer hohler und blaßer und das Wachstum ließ nach. Es war ein Jammer, anzusehen, wie der kleine, blasse Kerl durch die Straßen torkelte, mit Schuhen oder Leder beladen. Wenige Wochen genühten, ihn aufs Krankenlager zu werfen. Sollte er der Stadt nicht noch größere Kosten verursachen, so mußte sie ihn fortnehmen aus der Höhle des Schusters.

Doch die Leiden des kleinen Peter nahmen kein Ende. Er kam zu einer korpusculenten, schmierigen Witwe, die eine Speisewirtschaft inne hatte. Er bekam allerdings gut und reichlich zu essen, aber er mußte auch zweimal, ja, dreimal so viel arbeiten. Den alten Troß schienen die Leiden gebrochen zu haben. Still ergeben und ohne Murren schälte er Kartoffeln, holte ein, brachte Essen fort, kurz, verrichtete alle die mannigfachen Arbeiten, die man ihm während des ganzen, lieben, langen Tages übertrug. Und doch fühlte er täglich, stündlich, daß er nicht so sei, wie andere Kinder. Wie gern hätte auch er gejubelt und gesprungen, wie die ausgelassenen Knaben und Mädchen, die sich auf den Straßen oder gar vor der Stadt, am Ufer des Flusses tummelten. Aber er durfte ja nicht, er mußte arbeiten, nichts als arbeiten. Ach, und das Waisengrün — dieses Fest der Parias unter den Kindern — ja, es war schön, aber es war ja nur einmal im Jahre. Da gab es rothe Grütze, und das Kringlegreifen, das Topf schlagen, das Scheibenschicken — o, es war schön; aber alle die schöngekleideten Damen und Herren, die gutherzigen Wohlthäter und Wohlthäterinnen sahen die armen Knaben mit den schwarzen, gleichmäßigen Anzügen und den schwarzen Kalmützen, die sonst kein Kind trug, und die armen Mädchen mit den grünen, geklumpten Stummelkleidern mit so pietätlos neugierigen und so hochmüthig mitleidigen Blicken an, daß die armen Würmer nie vergessen konnten, auch nicht am Waisengrün, daß sie Wohlthaten empfangen, nichts als Wohlthaten. Damit ja kein anderes Bewußtsein, kein toller, kindlicher Uebermuth, kein auch nur isolirtes Glückgefühl in den jungen Gemüthern aufstauen konnte, hielt ein Pfaffe eine lange, langweilige Rede über „christliche Nächstenliebe“.

Die Jugend verrann dem armen Peter, ohne daß er je war wie ein rechtes Kind. Sein ganzes Empfinden und Denken war ein mittelbares, ankämpfendes; denn der kleine Kerl hatte viele Sorgen. Die unmittelbare Hingabe an das Vergnügen des Augenblickes, worin das wahre Glück besteht, wie es nur die Jugend kennt, war ihm fremd.

Nachdem Peter die Schule verlassen hatte, kam er zu einem Holzpantoffelmacher in die Lehre, einem alten Fuchse, dessen Holzpantoffelei nur ein Schein-erwerb war, und der die goldenen Fische, die er im Schrein wohl verwahrte, durch Schmuggelerei leichter zu verdienen wußte. Nun wurde Peter in alle Kniffe und Schliche der Schmuggelerei eingeweiht. Den Knaben mit den treuherzig dummen und so einfältigen Gesichtszügen konnte der Holzpantoffelmacher gut gebrauchen. Aber der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht. Zwei Jahre ging Alles gut; aber dann brach er eines Tages. Der Schmuggler wurde immer waghalsiger. Er hatte den Peter so angestopft mit Schmuggelwaaren, daß es den Beamten auffiel. Er wurde angehalten und visitirt. Der Schmuggler kam ins Gefängniß, Peter mit einem väterlichen Verweis davon.

Der Vormund ordnete jetzt an, daß Peter sein Brot als Holzpantoffelmachergeselle verdienen sollte. Aber das war leichter angeordnet als gethan, denn Peter hatte so gut wie garnichts gelernt. Er war zu schlichtern, seinen Vormund darauf aufmerksam zu machen, und so ließ er sich nach kurzer Zeit von seinem Meister als unfähig zur Arbeit wieder fort-schicken.

Peter verdiente jetzt kümmerlich sein Brot erst als Zeitungsansträger, dann als Laufbursche und schließlich als Hausknecht; aber er verdiente nicht so recht und war oft lange arbeitslos. Schließlich fand

er doch zu sein ihm, er diese S stände mer fr Herz f hellen Nachf nisse v sie bro einen Alles

W

für u italie sche römij Zeitr

lichen der A und e die v baute

wohu Spei ihm gleite mehr

Wir Ausb mach Pom Ungl

Waff die l würd lung vern die g

besün des stieg meh obel schw glut

Esse sie zum dort imm Umg und So

Luf umz ihu scht ein des stieg folg flei ber

er doch den Muth — die Noth gab ihm denselben — zu seinem Vormund zu gehen, und dieser versprach ihm, eine Stelle auf einem Schiff zu besorgen.

So wurde Peter Trimmer. Er hätte wohl kaum diese Stellung bekommen, wenn nicht besondere Umstände hinzugekommen wären. Die Geister und Trimmer streikten. Da hatten die guten Kapitalisten ein Herz für die armen Arbeitslosen und stellten sie in hellen Haufen in Arbeit. Die Herren gingen in ihrer Nachsicht so weit, daß sie nicht einmal Fachkenntnisse verlangten. Ein paar Arme zum Arbeiten — sie brauchten nicht einmal kräftig zu sein — und einen demüthigen Sinn zum Gehorchen, das war Alles, was sie in ihrer grenzenlosen Güte verlangten.

(Schluß folgt.)

Was die Wände Pompejis erzählen.

Von Tell.

Vor einiger Zeit haben wir unsere Leser nach Olympia geführt, wo die Wissenschaft des Spätens so reiche Ausbeute gefunden hat für unsere Kenntniß des altgriechischen Lebens. Auf italischem Boden hat uns das Schicksal eine ähnliche Schatzkammer der Erkenntniß bereitet für alt-römisches Leben des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung.

Es war am 24. August des Jahres 79 der christlichen Zeitrechnung, als seine feuerpeiende Majestät der Vesuv sehr ungnädiger Laune zu sein geruhten und einen furchtbaren Ausbruch seines Bornes über die von frechdreisten Menschen zu seinen Füßen erbauten Niederlassungen ergoß.

Bis zum Jahre 63 vor Christus hatten die Bewohner der Umgebung gemeint, der alte, grimme Speiteufel sei ab und todt und nichts mehr von ihm zu befürchten, aber da trat ein Ausbruch, begleitet von einem erheblichen Erdbeben, ein, welches mehr Unheil anstiftete, als die Auswürfe des Vulkans. Um so furchtbarer war die Katastrophe von 79. Wir können uns nach den Beobachtungen späterer Ausbrüche des Vesuv und anderer Vulkane ein Bild machen, was die etwa 20 000 Einwohner der Stadt Pompeji geschaut haben an jenem verhängnißvollen Unglückstage.

An die in gewissen Pausen immer ausströmenden Wasserdämpfe und Gase gewöhnt, die man nur für die letzten zuckenden „Lebensgeister“ halten mochte, wurde man heute doch unruhig, da man bald Schwankungen des Bodens bemerkte, dumpfes Donnernrollen vernahm; und die schlank aufsteigende feurige Säule, die glühend erschien, oft schon ohne daß Gefahr zu befürchten war, weil sie nur von der inneren Gluth des Vulkans beleuchtet war, höher und höher aufstieg. Plötzlich aber färbt sich die Dampfsäule, die mehrere hundert Fuß ferngerade aufstieg, um sich oben wie der Wipfel einer Pinie zu verbreitern, schwarz. Felsen des im Inneren des Herzentessels gluthflüssig gewordenen Gestein hoben sich über den Gessentopf des Berges, Dampferplosionen zerstreuten sie zu feinsten Asche, die emporgewirbelt wird bis zum Gipfel der Dampfs- und Rauchsäule und von dort aus, anfangs durchsichtig und dünn, allmählig immer dichter und grauer, weit und breit auf die Umgebung des Berges sich niedersenkend. Immer dichter und schwarzer wird dieser Aschenregen, so daß die Sonne Mühe hat, ihre Strahlen hindurch zu schicken.

Aber der Aufruhr aus der Tiefe erweckt in den Luftregionen verwandte Dämonen; Gewitterwolken umziehen den Gipfel des Berges, Blitze zucken aus ihnen hin und her gleich feurigen Schlangen, Donnerschläge und lang hinrollender Nachhall derselben stimmt ein in das gährende Grollen, das aus dem Innern des Vulkans erschallt. Aus der Tiefe desselben fliegen mächtige Stücke von glühendflüssigem Gestein empor, die größeren, dem Gesetze der Schwere folgend, stürzen wieder in den Herzentessel zurück, kleinere dagegen und leichtere werden hinaus geschleudert auf die nähere und fernere Umgebung des Berges, der sich in zitternder Bewegung befindet; Draußen,

Strachen und Fischen macht die Musik zum Tanz der Nichtenheiligen, Bimssteinflüchlein und Gluthballen, die unaufhörlich hernieder regnen.

Unter gewaltigem Sturm und fortwährendem, wilden Gewitteraufruhr strömt reichlicher Regen herab auf das Land. Und unter diesem Aufruhr aller Elemente tritt endlich die glühende Lava über den Rand des Kraters hervor und ergießt sich zu Thal — in dünnen, schmalen Streifen anfangs — an verschiedenen Stellen, dann an einer oder mehreren, wo der Kratertrand gebrochen ist, in breitem Strom, der erst pfeilgeschwind in die Tiefe abfließend, allmählig langsamer, weil die Masse zähflüssiger wird beim Abkühlen an der freien Luft.

Anderthalb Tage dauerte der Regen von Asche und Bimssteinbrocken, der damals die Nachbargesilde des Vesuv überhäutete und Pompeji und Herculannum, sowie einige kleinere Orte einscherte, so daß sie mit einer Decke von sechs Metern Höhe zugedeckt waren.

Wohl machten die geflüchteten Einwohner Versuche, sich neu anzusiedeln, indessen müssen dieselben doch nur von einzelnen Wenigen, nicht von einer geschlossenen, gut organisirten Masse unternommen worden sein, welche allein die Kraft gehabt hätte, den Schrecken der Natur zu trotzen.

Ewig schade, daß der Flottenkommandant von Misannum, Cajus Secundus Plinius, ein sehr vielseitig gebildeter Herr, Verfasser einer Naturgeschichte in siebenunddreißig Büchern, bei der Geschichte, wie es scheint, ein Opfer seines Wissensdranges geworden und umgekommen ist; wenn das nicht der Fall wäre, hätten wir vielleicht von ihm als Augenzeugen die Schilderung der gewaltigen Naturtragödie, die sich damals abgespielt hat.

Ueber anderthalb Jahrtausende schlummerten die verschütteten Städte und wer und was sich nicht zu retten vermochte den Schlaf des Gerechten. 1748 begannen gelegentlich eines Hundes umfangreiche Nachgrabungen, in größerem Stil allerdings erst 1803—1815, als Murat König von Neapel war. Aber immer noch wurde dabei eine Art Raubbau getrieben, der darauf gerichtet war, möglichst viel interessante Fundstücke zu ernten. Erst von 1870 ab ging man methodisch und vorsichtig zu Werke, mit der Absicht, das zu Tage Tretende möglichst an Ort und Stelle so lange zu erhalten, bis man alle wissenschaftlichen Folgerungen aus der Lage und den Verhältnissen gezogen hatte.

Von den 662 684 Seviertmetern, welche die Stadt Pompeji einnahm, ist jetzt ungefähr die Hälfte an den Tag gelegt, und zwar der wichtigste Theil mit einer erheblichen Anzahl öffentlicher Gebäude, als da sind: Tempel, Bäder, Theater. Von Privatbauten sind schöne, künstlerisch reichgeschmückte Wohnungen reicher Leute, auch Läden von Kaufleuten und Handwerkern, auch Industrie-Etablissements: eine Gerberei, Bäckereien, Walkereien u. dgl. ans Licht gefördert worden.

Im Gegensatz zu der Feststätte Olympia, die nach und nach den Blicken der damals Lebenden entchwand, war Pompeji innerhalb zweier kurzer Tage vom Erdboden vertilgt.

Mitten im vollen Treiben und Hasten des Lebens, „in ihrer Sünden Maitenblüthe,“ um mit dem Dichter zu reden, wurden Pompejis Bewohner, die sich nicht durch die Flucht retten konnten, dahin gerafft. Im Ganzen blieb sehr Vieles wie es stand und lag unverfehrt erhalten, so daß es den Aufdeckern der Todtenstadt vorgekommen sein muß wie dem Königssohn des Märchens vom Dornröschen in deren Palaß, in welchem Alles in tiefem Zauber Schlaf versunken war. Die Spuren eines vor ganz kurzem noch bewegten, handelnden und leidenden Lebens nun sind uns das Anziehendste an den Ergüssen der pompejanischen Ausgrabungen.

Von ihnen darum will ich den Lesern erzählen, nicht von den Baulichkeiten und Kunstwerken.

Die Mehrzahl der Einwohner Pompejis war so glücklich, sich zu retten; ein paar hundert Gerippe haben sich nur gefunden. Ein feinsinniger Kenner sagt über den Unterschied der anderen Ausgrabungen und den pompejanischen: „Alles dieses war gleich anfangs mehr auf die Nach- als auf die Mitwelt

berechnet, ja nicht weniger auf jene allein: ruhmbegierige Zeugnisse von Haupt- und Staatsaktionen... Denkmäler des Todes und nicht des Lebens... Zu Pompeji hingegen empfängt uns die Vergangenheit nicht versteinert und verbeint, sondern lachenden Antlitzes im frischen Dufte der Jugend, nicht in der Nachweltstoilette, der purpurverbrämten Toga,* sondern im bescheidenen Alltagsgewande, hier und da sogar im tiefsten Negligé (im bequemsten, nachlässigsten Hausanzug).“

Der Prinz, der Dornröschen erlöste, ist gekommen: das todtte Gestein, die Straßen und Wege, ja, die Wände beginnen zu reden, und mit Hilfe dessen, was sie uns erzählen, sind wir im Stande, uns die Stadt vorzustellen, wie sie war, als der volle Strom des Lebens sie durchpflusste. — — —

Die Wände haben Ohren, wie die Erfahrung tausendfach gelehrt hat und noch lehrt, aber sie haben auch Zungen — und selbst die altpompejanischen Wände wissen ja Mancherlei zu erzählen. Es ist ein Vergnügen eigener Art, den sechsten Band der großen Sammlung der lateinischen Inschriften zu durchblättern, der die Wandinschriften Pompejis wissenschaftlich verarbeitet, dem Fachmann wie dem Geschichtsfreund darbietet.**

Die Herstellungsweisen der Wandinschriften sind verschieden. Von den feierlichen, offiziellen Inschriften der Denkmäler mit für die Nachwelt berechneten Mittheilungen, die der Erzgießer in Erztafeln gegossen oder der Steinmetz in Stein eingegraben oder in erhabenen Buchstaben ausgemergelt hat, sehen wir ab. Dieser Inschriften-Aristokratie gegenüber bildet eine Art Mittelstand die Klasse der mit weißer, schwarzer und rother Farbe angemalten Mittheilungen. Als tiers état treten die Anzeichnungen mit Kohle, Kreide oder Röthel. Das Proletariat mögen die mit einem Nagel oder sonstwie eingekragten Schreibereien bilden.

Sehen wir uns ihren Inhalt etwas genauer an.

Da empfiehlt ein gewisser Vatia mit Nennung seines Namens den Mann seines Vertrauens, einen Herrn Cajus Julius Polybius, für das städtische Amt eines Dmmwirs. Ein anderer Herr, der das Amt eines Aebilen bekleidet, hat ansprechen lassen: „Die Gladiatorenbände (zum öffentlichen Schauffechten abgerichtete Sklavenbände) des Aebilen N. Suetius Castus wird am letzten Mai zu Pompeji fechten; dabei Thierhege und Zeltbaldach.“ Letzte Bemerkung besagt, daß der Veranstalter dieser Volksbelustigung dafür Sorge tragen will, daß der Zuschauerraum mit Schutz gegen die heißen Sonnenstrahlen versehen sein soll.

„Gingehendere Anführung der Spezialitäten“ finden wir in einer anderen Mauerinschrift der Art, welche lautet: „Hier wird am 27. August die Thierhegerbände fechten und Felix im Bärenkampfe auftreten.“ Der Monsieur Felix war also Spezialist im Kampf mit Bären! Wer aber die Absicht gehabt hat, dieser Vorstellung beizuwohnen, ist durch die Katastrophe des 24. August schändlich um sein Vergnügen gebracht worden.

Wie unsere modernen Anzeigen in der Tagespresse mit allerlei Umrahmungen, weisenden Händen usw. versehen werden, um in die Augen zu fallen, so sind von diesen altklassischen Wandanzeigen viele mit Linien umschrieben, die den Rand einer Tafel darstellen, und deren oberer Seite auch noch ein Henkel angemalt ist.

Alle diese Inschriften wenden sich an das große Publikum aller Pompejaner. Neben ihnen sind aber auch solche vorhanden, die sich nur an ganz kleine Personentreife, ja an eine einzige Person richten.

Die allgewaltige Liebe, welche so manchem sonst recht prosaisch angelegten Sterblichen den Drang zum Dichten einflößt, hat bekanntlich auch manchen Wandinschriftsteller auf dem Gewissen. Auch schon im ersten Jahrhundert des alten Pompeji liefen minnebeherzte Männlein durch die Straßen, denen es ging wie dem deutschen Dichter, der gesungen hat:

Ich schnitt es gern in alle Minder ein,
Ich riß es gern in jeden Kieselstein.

* Das Staats- und Feierkleid der alten Römer.
** Berlin 1871, besorgt von Karl Zungemeister.

Hunderte von weiblichen Namen, meist von Segenswünschen gefolgt oder mit schmeichelhaften Eigenschaftswörtern versehen, zieren die Wände Pompejis.

Einer, der ein Fräulein Psyche in sein Herz geschlossen hatte, malte den Namen PSYCHE so an die Wand, daß die Arme des Y sich zu einem Herz zusammenschließen. Wie man sieht, ganz wie bei uns, spielte schon damals das gemalte Herz in der Liebesymbolik seine Rolle.

Für manches Liebespärrchen scheinen die Mauerwände ungefähr die Rolle gespielt zu haben, zu welcher heute Liebesleuten, die dem Briefwechsel und seinen Zufälligkeiten nicht recht trauen, die sogenannte Geselschaft unserer Tageblätter benutzen.

Aus den zahlreichen pompejanischen Inschriften dieser Art ließen sich ganze Korrespondenzen zusammensetzen. Da giebt es Grüße, Dankbezeugungen, Bestellungen zum Treffen, Verwünschungen und Drohungen getäuschter Hälften solcher Pärchen und wer weiß, was Alles noch!

Die holde Göttin der Liebe, Frau Venus, begegnet uns oft in der verlebten Wandliteratur, war sie doch auch Spezialgöttin, Behüterin und Herrin der Stadt Pompeji. Wie sie sich dem betreffenden Schreiber erwies, so halt aus seinen Zeilen entweder ihr Lob oder auch bitteres Schelten gegen sie;

der Eine bezeichnet sie mit Ehrfürchtstiteln und Schmeichelnamen, der Andere, dem es in seinen Liebesangelegenheiten nicht nach Wunsch gegangen, entblödet sich nicht der Gotteslästerung, sie eine Seelenverkäuferin zu nennen.

Nicht nur das Frohlocken über das Glück eines süßen Stellbideins und Sehnsucht nach einem neuen, auch Zorn und Enttäuschung, auch Abneigung, Groll und Haß kommen in den Wandinschriften zur Geltung. Oft stehen hinter dem Namen der literarisch verfolgten Person sehr unfreundliche Wünsche, wie: „Möge Dich die Schwindsucht holen, mögest Du gehängt, gekreuzigt werden“, und dergleichen Liebenswürdigkeiten mehr.

Mehrfach begegnen uns aufgereichte Zahlenposten, vor denen Wirtschaftsbedürfnisse stehen; es scheinen Haushaltsnotizen zu sein, die der Schreiber in Ermangelung eines Notizbuchs an die Wand schrieb. Oder vielleicht sind ein paar Leute zusammen an der betreffenden Mauerstelle in einem Handel begriffen gewesen und haben da miteinander gezählt und gerechnet.

Andere Inschriften haben den Zweck, allerlei Marktwaare einem geehrten Publikum von Pompeji und Umgebung zum Kauf anzuempfehlen, also entsprechen diese Anstreichungen unseren Geschäftsinsinieren der Kaufleute und Krämer.

Allen Anschein nach hat auch die ehrsame Kunst der ABC-Schützen Pompejis sich es nicht nehmen lassen, ihr Theil zur öffentlichen Wandinschriftstellerei beizutragen.

Wie die Alten sangen, so zwitschern die Jungen! Und was ein Häkchen werden will, das krümmt sich bei Zeiten, und jung gewohnt ist alt gethan! Die alten Römer waren Meister in der Kunst der Inschriftenabfassung; sie wußten prunkende Feierlichkeit ebenso in dieser Gattung zu dokumentieren als scharf zugespitzte Kürze. Und bereits in der Jugend regte sich dieser inschriftenfrohe Zug des Römerthums, das mit seinen Adlern auch seine Inschriften in alle Länder der den Alten bekannten Erde trug.

Nach mehr als 1800 Jahren fühlen wir beim Durchblättern der Zangemeisterischen Sammlung, die etwa den dritten Theil aller Wandinschriften umfaßt, den Schreibern nach, welche Empfindungen und Gedanken sie beschäftigten, aufregten in wohlthuerender und schmerzhafter Weise! Wir ersuchen aus diesem Geplauder der redenden Wände Pompejis: Dort lebten vor beinahe zwei Jahrtausenden Menschen, Menschen wie wir, deren Fühlen und Denken, Thun und Lassen bestimmt wurde genau wie das unsere heutigen Tages von jenen zwei großen Triebfedern alles menschlichen Fühlens, Denkens und Handelns: Leidenschaft und Interesse!



Aus dem Papierkorb der Zeit.

Obdachlos. (Zu unserem Vize.) Wie still es geworden ist! Langsam gleitet die klare Winternacht hernieder. Die Nacht über eine Obdachlose. Müde und traurig steht das arme, verlassene Mädchen da, ohne Heimath, ohne Eltern, ohne Schutz und Schirm. Wohin soll sie sich flüchten, wo soll sie die lange, bange Nacht zubringen? Und was wird morgen aus ihr werden — und übermorgen? — Und all die träben, kommenden Tage! Sie sieht keinen Ausweg, keine Rettung! Still und mit dumpfer, lastender Trauer denkt sie an ihr Glend, an das Glend der Heimathlosen, die ein unbarmherziges Schicksal hinansüßt in die Welt und hohnlachend der Noth und Verzweiflung überläßt.

Aus Senecas Apokryphen.

Wenn wir in unseren öffentlichen Verhältnissen sagen, man müsse das Beste wählen, so heißt das bloß: man muß thun, was weniger schlecht ist, denn das Gute wird man uns schon zu verwehren wissen.

Ein gewöhnlich großer Mann hat sein Vergnügen, Alle rund um sich her mit der Allmacht seiner Kraft nieder zu drücken und eine Welt vor sich auf den Knien zu sehen; ein rein großer Geist sucht so viel wie möglich Alle mit sich auf gleichen Fuß zu setzen und fühlt sich dann in seiner größten Würde, wenn Alle in dem Gefühl der ihrigen neben ihm stehen. Wer einen Baum aufrecht und hält, ist ausgemacht stärker, als wer ihn niederschlägt. Wer nur auf Kosten der Vernunft und des Menschenwürthes herrschen kann, hat das System der Ohnmacht ergriffen. Wo sich die Kleinen vor den Großen bücken, sind gewiß die Großen vor den Kleinen nie gehörig sicher. Der Mensch giebt seine Würde auf, aber er wird nie der Freund Dessen, der sie ihm abnimmt.

Ob die Weiber so viel Vernunft haben wie die Männer, mag ich nicht entscheiden, aber sie haben ganz gewiß nicht so viel Unvernunft.

Wenn die Staaten ursprünglich mit mehr Vernunft und Gerechtigkeit eingerichtet wären, würden weniger gewaltthätige Empörungen zu fürchten sein.

Die Tyrannei hält immer gleichen Schritt mit der Niedertüchtigkeit, und das Privilegium mit der Dummheit. Es wird der Welt nie an Tyrannen fehlen, da sie voll Weggeworfenheit (Verworfenheit) und Slavengeist ist.

Mich schlägt bei meinem Blick in die Welt nichts mehr nieder, als daß ich so viel Gesichter sehe, die ihre Ansprüche auf irgend ein Privilegium auf die Nase gepflanzt haben.

Um unter der preussischen Armee einen Ehrenposten zu haben, mußte man Edelmann sein. Es ist (bei Jena 1806) echt edelig gegangen. Wenn unser Adel nur seine Steuerfreiheit, seine Frohne und seinen Dienstzwang rettet, ist er Jedermanns Sklave, der ihm seinen Unsinn behaupten hilft.

Eine Nation, welche nur durch einen einzigen Mann gerettet werden kann und soll, verdient Peitschenschläge.

Bei Ulm und Austerlitz und Jena hat sich unser Stocksystem in seinem ganzen Glanze gezeigt.

Wo wäre denn Vernunft und Recht?

Ich sehe nichts als Büttel und als Knecht!
Man säumt und braust und peitscht nach Roten
Den Sklaven hier, dort den Heloten.

Der Staat sollte die Wohlhabenheit Aller zu befördern suchen, befördert aber nur den Reichthum der Einzelnen.

Wo man anfängt, den Krieger von dem Bürger zu trennen, ist die Sache der Freiheit und Gerechtigkeit schon halb verloren.

Der Ruhm ist gewöhnlich das Grab der Ehre; und die Ehre selten der Weg zum Ruhm. Aber wer den Ruhm und die Macht in Beschlag nimmt, stempelt die Ehre nach Gutdünken und macht Goldmünze aus Glockenspeise.

Wer ist der Mann? fragen Andere. Wer ist der Herr Vater? fragt der Deutsche.

Wer bei gewissen Anblicken nicht die Vernunft verliert, muß wenig zu verlieren haben.

„Ich Deinen Pudding, Sklav, und halt das Maul!“ war die Ordonnanz der alten Tyrannei. Die neue rückt etwas weiter und sagt: „Gieb Deinen Pudding, Sklav, und halt — — —“

Eine Nation hat immer mehr nöthig, gegen ihre innern Feinde, die Plonekter (die Plusmacher, die sich bereichernde und durch ihren Reichthum herrschende Klasse, würden wir heute sagen), zu wachen als gegen ihre äußeren. Selten ist eine Nation durch ihre äußeren Feinde zerstört worden.

Wenn ich nur noch zwei Sekunden zu leben habe, will ich noch mit meinem letzten Athemzuge rufen: Wollt Ihr euch retten, so rottet die Privilegierten aus. Es giebt selten eine Schurkerei, die nicht irgend ein sogenannter großer Mann in der Geschichte mit seinem Beispiel so gestempelt hätte, daß sie in einem anderen mit Euphemismus (in beschönigender Redewendung) genannt wird.

Wenn sich nur Niemand fürchtete, zu sagen, was die Sache ist, so würden alle Sachen besser gehen.

Mit dem Degen kann man wohl zuweilen beweisen, daß man Muth hat, aber nie, daß man Ehre besitzt; es geht daraus das Gegentheil hervor. Ehre und Muth werden nur durch Vernunft dokumentirt; nie durch Waffen. Es ist, als ob man eine Schurkerei durch die andere umstempeln wollte. Ehre kann man mit den Waffen behaupten, aber nie erwerben; dadurch erwirbt man nur Ruhm, oft das Gegentheil von Ehre.

—+ Gedankensplitter. —+

Vor der Logik und dem Lächeln der Zivilisation schwindet vor Allem der Aberglaube, der das meiste zur Entwicklung des Wahnsinns beiträgt. Lombroso.

Im thätigen Leben der Geschichte ist es offenbar, daß nie etwas Großes durch einen einzelnen Menschen geschah, sondern durch die Entwicklung vieler, an deren Spitze freilich immer der Thätigste stand.

Wilm v. Kränm.

— Räthsel-Ecke. —

Räthsel.

Ich habe die hübsche Frau Grete gesehen
Schon oft nach dem Markt mit dem ganzen Wort gehen.
Sie hat das Talent, daß sie viel dort entdeckt,
Was wenig nur kostet und Hansen doch schmeckt!
Man sieht ihrem ganzen Verhalten es an,
Nur sehr wenig Wirtschaftsgeld giebt ihr der Mann.
Und dennoch ist glücklich ihr Sinn und zufrieden,
Sie durste ja selber ihr Schicksal sich schmieden;
Sie könnte in Saus und in Braus heute leben,
Hätt' Peter die Eins statt der Zwei sie gegeben.
Doch als er sie freien kam, schlug sie ihn aus,
Obwohl er der Herr war im prächtigsten Haus;
Denn die Eins ohne Fuß und mit Dehnung der Wirtin
In der Zweiten war Hans in der ärnlichen Hütte.

Auflösung des Silber-Räthsels in Nr. 1:
Gummimantel.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen wollen man an Herrn Edgar Steiger, Leipzig, Dstr. 14, richten